

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 10 (1934)

Heft: 33

Artikel: Der Schweizerkönig

Autor: Lavater-Sloman, Mary

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIESEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN

AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

Copyright by Verlag Kasch & Co. A.-G., Zürich

VORBEMERKUNG DER REDAKTION

Ein historischer Roman? Ausgerechnet heute, da die Gelegenheit den Dichtern die guten Romanstoffe nur so aufdrängt? Ist das nicht verwerfliche Flucht in die Vergangenheit? Nein, keineswegs, gerade in unserem Falle nicht! Denn die Zeit, die unser Roman wieder auflieben läßt, war so maß- und richtunggebend für unser Land, daß alle Leser ganz von selbst die Brücke bauen zwischen Vergangenheit und Gegenwart und wahrnehmen, wie unmittelbar uns «Heute» dieses längst vergangene Geschehen berichtet. Ja, das war noch ein Schweizer, dieser Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein, ein Schweizer, wie wir sie zu allen Zeiten und heute mehr denn je brauchen können: einfach im Leben, klar und zielvoller im Denken, zäh und ausharrend im Handeln. Ueber allen «Kantörlgeist» hob er sich empor und verfocht aus einer hohen Auffassung von Schweizerum heraus bei den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück, den Schlüpfunkt hinter den Dreißigjährigen Krieg setzten, mit manhafter Ausdauer die endgültige Lösung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom deutschen Reich. Grobes Weltgeschehen und Einzelschicksale sind in unserem Roman zu einem farbigen Gemälde ineinander verwoben. Ueber die internationalen Verwicklungen, die den geschichtlichen Hintergrund ihres Werkes abgeben, spricht sich die Verfasserin wie folgt aus:

Seit der Ausbreitung der Revolution waren die europäischen Mächte in einer Periode von Religionskämpfen geraten, die sich endlich 1618, hundert Jahre nach dem Auftreten Luthers, zu dem gewaltigen Kriege verdichten, den Europa durch 30 Jahre auf deutschem Boden ausfroh. Die Kaiser aus dem streng katholischen Hause der Habsburger, von Spanien unterstützt, kämpften gegen die protestantischen Fürsten und Stände des Reiches, denen England, Holland und Dänemark zur Seite standen. Nach jährlangen Siegen der kaiserlichen Partei trat Gustav Adolf von Schweden auf den Kriegsplan und wurde durch eine Reihe von Erfolgen zur Stütze des Protestantismus. Erst nachdem er 1632 bei Lützen siegend gefallen war, wandte das Kriegsglück sich wieder dem Kaiser zu. Das Ende des Krieges schien erreicht, aber nun griff Frankreich, das bis dahin nur durch Zahlungen an die Protestanten auf die Zermürbung der habsburgischen Macht hingearbeitet hatte, mit Heeresgehalt ein. Im Verein mit Schweden, den protestantischen Fürsten und den selbstberührlichen Reichständen schwächte es den Kaiser derartig, daß er gezwungen war, 1644 einen Friedenskongreß nach Münster und Osnabrück einzuberufen. Die endgültigen Schlüsse aber, die auch die Stellung der Schweiz zum Reich umfaßten, wurden erst 1648 unterzeichnet.

niemals ausdrücklich bestätigt. Nein, solange nicht Pergament und Siegel die alten Rechte schützen, tun wir gut, nicht an den schwebenden Felsen zu röhren, den der erste feste Schritt auf uns herniederbringen könnte.

Wettstein aber kämpft mit aller Beredsamkeit, das zähe Netz von Feigheit und Vorsicht zu zerreißen. «Und besitzen wir weder Pergament noch Siegel», ruft er am Ende des Wortgefechtes aus, «so ist es Zeit, daß wir solches erwerben. Caspar Zelti ist Basler Bürger; was schert uns das Reichskammergericht? Keinen Schritt tun wir nach Speyer. Ist die Eidgenossenschaft frei, oder ist sie ein Glied des Reiches?»

Die Herren lächeln, Johann Brand streicht seinen langen Bart; ob der Herr Rat Wettstein die Folgen tragen wolle, wenn Caspar Zelti der Vorladung nicht folgt und die Exemption der Schweiz zur Diskussion gestellt wird? Und Felix Burkhardt fügt hinzu, Wettstein dürfe nicht vergessen, daß das Reich bei der leisesten Berührung seine Fangarme hervorschnellen würde, um die Eidgenossenschaft von neuem an sich zu reißen.

Wettstein schaut grübelnd über die Köpfe der Herren fort; das Recht ist ein allmächtiger Strom, geht es durch seinen Sinn, aber die Sandbänke der Furcht und Unsicherheit teilen ihn in seichte, machtlose Rinnen.

Aus diesen Gedanken heraus spricht er zu der Ratsversammlung, bis sein kühner Wille gesiegt und auch die Bedächtigkeit Basels Erscheinen in Speyer verweigern. Und die Folge? Von jenseits der Grenze trifft bald danach die Botschaft ein, daß für baslerische Güter, die rheinabwärts fahren, bei Speyer der Strom gesperrt sei, und zwar solange, bis die angeklagten Basler vor dem Reichskammergericht zu erscheinen geruhten.

Von diesem Tage an wanderte ein Schwall von Briefen und Akten zwischen Basel und Speyer hin und her, aber die Dinge rückten nicht vom Fleck. Monate vergingen, es vergingen Jahre; in der Basler Kaufmannschaft herrschte Sorge und Unruhe über die stockenden Geschäfte, und Johann Rudolf Wettstein, den jede düstere Miene als Vorwurf trug, verbrachte schlaflose Nächte.

Zu Beginn des Sommers 1643 schlug er dem Rat vor, die Angelegenheit vor die gemeindegossische Tagssitzung zu bringen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und so erreichte es Wettstein, daß in Baden, wo wenige Wochen später die Vertreter aller dreizehn Orte tagten, der Wachtersche Fall als Beispiel nicht baslerischer, sondern eidgenössischer Interessen aufgenommen wurde. Zugleich aber erhob sich die sehr heikle Frage, mit welchem Druck kann die Schweiz sich das Reich zu Willen zwingen?

In die Vorschläge, behutsam und auf Umwegen an das Reich zu gelangen, fiel endlich Wettsteins scharfe Stimme:

«Wer einen Stier bändigen will, der packt ihn an den Hörnern und nicht an den Beinen», darum dünkt es ihm, ein Brief an den Kaiser selber wäre der geradeste Vorstoß zum Erfolg.

Die Herren Abgesandten sahen einander verbüfft an und dann, in Spott und Verwunderung, auf den Basler Bürgermeister. Aber wieder siegte Wettsteins unbeugsame Entschlossenheit. Der Brief an den Kaisers Majestät verließ Baden, und die dreizehn Abgesandten kehrten, Spannung und Hoffnung im Herzen, in ihren Heimatort zurück, um dort von Woche zu Woche und von Monat zu Monat auf die Botschaft der Gerechtigkeit zu warten; aber Wien schwieg.

(Fortsetzung Seite 1030)

Florian Wachter, ein ehrhafter Bürger von Schlettstadt im Elsaß, war ein Mann wie ein anderer, einer unter vielen. Um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als Weinhandlern nach Basel gezogen, lebte er unter den Bürgern dieser Stadt ein außäufiges Kaufmannsleben, und hätte die Vorsehung nicht gerade ihn herausgegriffen, der Stein zu sein, der, auf dem Meer des Weltgeschehens aufprallend, Ring um Ringe zog, sein Name wäre schneller vergessen worden, den aus Leib zu Staub zerfiel. Als Urheber jener Schicksalskreise aber, die immerfort und unauftahsam wuchsen, hat seine Zufalls-gestalt sich durch drei Jahrhunderte in Akten, Briefen und Folianten lebendig erhalten.

Florian Wachter; wir wissen mehr von ihm als von vielen klugen Köpfen, die ungenannt am Werke der Zeit mitschufen. Wir kennen seinen Ehrgeiz, seine Erfolge, seinen Vermögenstand, seine Sorgen. Es ist uns aufbewahrt worden, daß der kalte Sommer 1640 seine schlaue Findigkeit anspornte, den Ausfall an baselländischen Reben durch Wein aus seiner Elsässer Heimat zu ersetzen, und daß er eines schönen Oktobermorgens bei dem Basler Fuhrhalter Caspar Zelti Wagen und Pferde mietete und sie nach Schlettstadt, seinem Heimatorte, schickte, ihm den fehlenden Wein zu holen.

Wir kennen Punkte für Punkt Verlauf und Folgen dieses einfachen Geschäftes. Zunächst traf, eine Woche nach seinem Abschluß, kein Wein ein, sondern nichts als zerstochene Fässer, drei der sechs Pferde, zwei blutende Fuhrleute und ein Wagen mit notdürftig angeflickten Rädern. Worauf Caspar Zelti seine Pferde, die ihm bei Rappoldswiler französische Soldaten entführt haben, zurückverlangt, und Florian Wachter den Wein, der von ebendenselben Franzosen ausgetrunken wurde, von Caspar Zelti ersetzt wünscht, und zwar mit der Begründung, die Fuhrleute hätten den Wagen schlecht verteidigt. Hart steht Forderung gegen Forderung. Der Fall wird dem Basler Gericht übergeben und nach Verlauf umständlicher Verhandlungen lautet der Spruch: Jeder soll seinen Schaden selber tragen. Dem Fuhrhalter werden weder Wagen noch Pferde ersetzt, und Florian Wachter soll nicht länger dem getrunkenen und verhütteten Wein nachtrauern.

Aber Florian Wachter will sich dem Urteil nicht beugen. Ihn würrt es, daß die Basler Richter während des Prozesses den Wein in seinen Kellern haben arrestieren lassen. Nehmen die stolzen Bürger ihn nicht für ihresgleichen: Soll er immer und ewig der «Zugezogene» bleiben? Nun wohl, will ihn das eidgenössische Basel nicht schützen, so wird das Reichskammergericht zu Speyer die Herren Räte und Richter daran erinnern, daß Basel immer noch dem Reiche hörfig ist, und ihm, Florian Wachter, zu seinem Rechte verhelfen.

Und was der Weinhandler in gekränktem Stolz verlangt, das geschieht. Caspar Zelti wird nach Speyer vor das Reichskammergericht geladen. Die Obrigkeit Basels aber, von dem Fuhrhalter um Rat gefragt, ob er der Vorladung gehorchen müsse, schwitzt Angst um die Antwort, die sie erteilen soll, denn noch war kein Gras über die Affäre des Doktor Melchior ab Insula gewachsen, der die Basler mit dem Reichskammergericht in peinlichste Verbindung gebracht. Gerade hatte man sich mit Müh und Not auf die alten Freiheitsprivilegien zurückgerettet, und nun fällt es diesem hergelaufenen Wachter ein, abermals Basels ungeschriebene Rechte in Gefahr zu bringen. So ermuntert der Rat den Caspar Zelti, sich in Gottes Namen in Speyer zu stellen.

Einer unter den Ratsherren jedoch, Johann Rudolf Wettstein, warnt vor Nachgiebigkeit. «Gehen wir heute nach Speyer, so ist unsere Exemption vom Reich in Wahrheit ein blutloses Wort, wie das Reichskammergericht es von je behauptet hat.» Aber der Rat bleibt ängstlich. Besagte Exemption der Eidgenossenschaft vom Reiche stehe auf keinem Papier, zwar hätten die Kaiser seit den Schwabenkriegen die Befreiung der Schweiz von äußeren Gerichten stillschweigend hingenommen, aber

Als im folgenden Sommer die Tagsatzung sich abermals besammelte, wurde ein zweites Schreiben an Ferdinand entsandt. Aber auch dieser Sommer verging, der Herbst zog vorbei, es fiel der erste Schnee und von der Kaiserlichen Majestät kein Wort.

Da begann unter den Eidgenossen die Teilnahme für das Unrecht, das Basel vom Reiche geschehen, zu versickern und einzutrocknen. Nur Wettsteins zäher Wille ließ, was er einmal gepackt, nicht mehr aus den Händen. Herz und Augen waren bei den städtischen Angelegenheiten, aber das Ohr lauschte in die Ferne, nach dem Norden des deutschen Reiches, wo in Münster und Osnabrück die Abgesandten der großen Völker den schier ewigen Krieg zu beenden trachteten. Sein heller Verstand beobachtete gespannt Frankreich, den großen Verbündeten der Eidgenossenschaft, das nichts heißer erstrebt, als die Unterhöhlung der Habsburger Macht, und verfolgte jeden Schachzug des Kaisers, der wie ein Verzweifelter um die Erhaltung seiner Macht rang.

Zwischen diesen mächtigen Rivalen lag der Vorteil der Schweiz. Es galt, die Gunst Ferdinands zu erhöhen und das Wohlwollen Mazarins auszunützen, um das Reichskammergericht zu zwingen, seine Ansprüche an den Gehorsam einer eidgenössischen Stadt fallen zu lassen.

Aber wie klar der Weg vorgezeichnet schien, so schwer war er zu begehen. Als Wettstein und seine Ge-sinnungsgenossen auf Anraten Frankreichs die ersten Schritte zur Entsendung einer Gesandtschaft taten, wußten sie nicht, daß sie am Anfang eines langen, verworrenen Kampfes standen. Hin und her gezogen und gezerrt zwischen dem kaisertreuen Urner, Herrn Zwyer von Ewybach, der die kaiserlichen Interessen in der Schweiz vertrat, und Caumartin, Frankreichs Gesandten, der in Solothurn residierte, schwankte die Frage der Gesandtschaft durch zwei weitere Jahre auf und nieder.

Die Verstimmung unter den eidgenössischen Räten vertieft sich derweil. Vorschläge, Intrigen, Entschlüsse, Widerruf und neue Vorschläge stemmten sich gegeneinander. Ein Ort nach dem andern wandte sich verärgert ab: man solle doch alles beim alten lassen, Besseres würde man nie erreichen, vielleicht aber auch die ungeschriebenen Gesetze noch verlieren. So stand Basel, sechs Jahre nachdem Florian Wachter in Speyer vor Gericht gegangen, wieder allein mit seinen Forderungen, daß Bern und Zürich noch guten Willens waren.

Aber Wettstein ließ die Zügel nicht schleifen. Und wenn es ihn Ruhe, Gesundheit und Jahre seines Lebens kostete, er redete, er schrieb, er reiste und scheute keine Witterung und keine mangelhafte Unterkunft. Solange Basel nicht sicher war vor Uebergriffen des Reiches, gönnte er sich keine Ruhe.

Endlich, gegen Schluß des Jahres 1646, schäle sich aus dem Wust von Eifersucht, Widersprüchen, unvermutterter Gnade, Ehrgeiz und Zufall, dennoch ein Entschluß der evangelischen Orte heraus, sanktioniert von der Aufforderung Frankreichs und der Erlaubnis des Kaisers, einen Gesandten an den Friedenskongreß zu schicken. Wettstein, bis in das Mark ermüdet von dem langjährigen Kampf, raffte noch einmal alle Kraft zusammen, um die ganze Eidgenossenschaft zu gewinnen, denn eine Gesandtschaft, die von den katholischen Orten nicht unterstützt wurde, dünkte ihn gar keine Gesandtschaft. Im November begab er sich nach Zürich.

Mit Wettstein zugleich sollte Johann Jakob Ziegler von Schaffhausen her eintreffen, der ähnliche Schwierigkeiten für seine Stadt zu lösen hatte wie Wettstein.

Bürgermeister Ziegler hatte sich dem Freunde zu lieb vorerst nach Baden begeben, um mit ihm ein ungestörtes Wort wechseln zu können. Als er Johann Rudolf gegenüberstand, fühlte er sich schmerlich betroffen von der Verwandlung, die seit der letzten Tagsatzung mit dem Freunde vor sich gegangen. Wettstein war gealtert; auch setzte ihm die Gicht schwer zu und in seinen Zügen hatten sich unter die Fältchen, die das Lächeln eingezzeichnet, die bitteren Linien gemischt, die Enttäuschungen zu graben pflegen.

Ziegler schüttelte traurig und mißbilligend den Kopf, Johann Rudolf solle lieber in Baden bleiben und sich an den heißen Bädern gütlich tun, als einem aussichtslosen Unternehmen nachtreten.

„Ja, die heißen Bäder würden gut tun.“ Unwillkürlich rieb Wettstein sein Knie.

„So bleibe! Du hast so gut ein Recht, an dich zu denken wie jeder von uns.“

Aber Johann Rudolf, der an diesem Vorabend der letzten entscheidenden Unterredung von Erregung durchbebte war wie ein Schlachtröß vor dem Kampf, wehrte leidenschaftlich ab: „Nein, Ziegler, keiner von uns Führenden hat ein Recht, an sich zu denken, wir dürfen nicht ‚wir‘ sein“, er schlug an seine Brust, „denn nicht um unsern Erfolg geht es, nicht um unsern Namen und Ruhm. Wir sind nichts als das Instrument eines Höheren, der die Zukunft kennt.“

Und am folgenden Tag, als die beiden Männer nach Zürich ritten, warf Wettstein Ziegler nochmals das eine Wort „Zukunft“ hin und meinte, es könne nicht schaden, wenn heute in Zürich die führenden Männer diesem Begriff ein wenig näher treten würden.

Das könnten sie aber nicht, war Zieglers gelassene Antwort, da die meisten unter ihnen eben ganz sie selber

wären und niemals den Ruhm des eigenen Namens vergäßen. „Dächtet sie wie du, Wettstein, die schweizerische Gesandtschaft wäre schon längst von allen dreizehn Orten beglaubigt.“ Und als Johann Rudolf schwieg und Ziegler sein Gesicht sah, das wie in Qual über dem Nacken des Pferdes hing, wußte er, durch welche Bresche das Alter in Johann Rudolf einbrach: die Uneinigkeit unter den Eidgenossen fraß an Wettsteins Lebenskraft.

Mit lauter Stimme rief Ziegler ihm zu, als vermöchten dadurch seine Worte bis tief in des Freundes Gemüt eindringen: „Die Luzerner werden bestimmt in Zürich sein und morgen wirst du als Abgesandter deine Kreditivbriefe in der Hand halten.“

„Ich oder ein anderer . . . nur gebe Gott, daß unsere Mission nicht auf einem Beine nach Westfalen hinken muß.“

In Zürich waren sämtliche Abgeordnete der evangelischen Stände vereinigt. Luzern aber, das im Namen der Katholiken sprechen sollte, hatte sich entschuldigen lassen und in seinem Absagebrief eingeflochten, der Wächtersche Fall werde die Großmächte kaum interessieren können. Was Basel darüber hinaus mit dem Reichskammergericht zu bereinigen hatte, sollte es getrost seinem ehmals Bürgermeister Wettstein übertragen.

Johann Rudolf konnte seine tiefen Enttäuschungen über die eisige Abwehr der katholischen Orte kaum meistern. So weit klappten die Eidgenossenschaft auseinander, daß gemeinsame Wirken eine Unmöglichkeit war?

Er kannte seine Landsleute in den Urtakten von zahrliechen Reisen her. Er wußte, daß sie das Mark des Landes waren; ihn hatte die Verschiedenheit der Konfessionen nicht gegen die ehrne Kraft der Ureidgenossen blind machen können. Er selber empfand sich den vollblütigen, schweizer, urner, nidiwaldner Herren- und Bauernschlechtern gegenüber als zugewanderten Städter. Ja, er liebte und verehrte das zähe, hartarbeitende Volk der Berge und nun, nichts als Mißverständen einer gemeinsamen Aufgabe? Die Absage der Stärksten unter den Eidgenossen schmerzte ihn bis an das innerste Herz.

Zwar wußte er, daß nur einzelne störrische Männer sich weigerten, Schweizerdinge in das große Geschrei des Friedensmarktes zu zerren. Herr Zwyer von Ewybach war ihm, Johann Rudolf, im Grunde günstig gesinnt, ebenso Ulrich Dulliker. „Wenn dieser Mann zum Schultheißen von Luzern gewählt worden wäre, gingen sämtliche katholischen Orte mit uns“, sagte Wettstein zu Salomon Hirzel gewandt und bat ihn anständig, Ulrich Dulliker, der ja sein Freund sei, um Handeln zu bewegen. „Herr Zwyer hilft uns als Vertreter des Kaisers auf seine Weise; ich habe Vertrauen, daß er nicht abseits stehen wird.“

Er wolle tun, was möglich sei, versprach der Zürcher Bürgermeister, inzwischen aber müsse die Mission von den Evangelischen allein ausgeführt werden.

Und in der Tat war ein Zurücktreten in elter Stunde unmöglich. Frankreichs Gesandter am Friedenskongreß, Henri d'Orléans, Herzog von Longueville, der als Fürst von Neuchâtel seit Jahren dem schweizerischen Begehr ein freundliches Ohr lieb, wartete voll guten Willens auf die Abgesandten in Münster. Der Kaiser hatte, in seiner etwas verspäteten Gnade, die Prozesse, die Basel in Speyer abhängig hatte, bis auf weiteres suspendieren lassen. Nun durfte die Eidgenossenschaft die wenigen Trümpe, die sie besaß, nicht ungenutzt lassen.

Den in Zürich versammelten Herren schien die Absage der katholischen Stände übrigens nicht sonderlich Sorge zu bereiten. Ihr Obmann erklärte von Anbeginn, daß Wettstein die Mission übernehmen müsse, und die Versammlung stimmte einhellig bei. Johann Rudolf zeigte keine freudige Ueberraschung bei seiner Ernennung, er wußte ja seit langem, daß er die Suppe, die er eingebrockt, selber aussessen mußte. Während er die Glückwünsche der Versammlung einsilbig hinnahm, meinte er bei sich, die Herren redeten wie Männer, die über die Ersteigung eines schwierigen Berges debattieren, aber genau wissen, daß niemand je den Aufstieg von ihnen verlängen wird.

Nur noch eines schlug er bittend vor: ob er nicht, zum Scheine wenigstens, im Namen der gesamten Eidgenossenschaft auftreden dürfe; vor dem ersten Erfolg würden die Bedenken der katholischen Stände hinfallen und sie dann sicherlich ihr verspätetes Einverständnis nachsenden. Aber davon wollte keiner der Herren etwas wissen, immerhin kam ein halboffizielles Schreiben, in dem ganz allgemein von den Interessen der Schweiz die Rede war, zustande. Im übrigen war man der Meinung, Wettstein solle lieber noch einmal nach Luzern reiten und sein Glück versuchen. Eine harte Zumutung an Johann Rudolfs Stolz. Ziegler, den es wurrte, wie die Versammlung sich unverhohlen der Selbstverleugnung Wettsteins bediente, sprach ärgerlich dagegen.

Johann Rudolf sah ihn dankbar an, und als habe die eine Stimme des Verstehens ihm allen Mut zurückgebracht, griff er die Anregung unerschrocken auf.

Nach zwei Tagen sah Wettstein in Luzern ein, so fest in seiner Hoffnung auf einen guten Ausgang, daß ein Aufmerksamer dem Schritt des Pferdes, das den Bürgermeister trug, die frohe Zuversicht hätte anmerken können. Aber ebenso deutlich sprach Wettsteins verzweifelte Enttäuschung aus dem schleppenden Gang des Tieres, als es am anderen Morgen seinen Herrn aus Luzerns Toren hinaustrug.

Als Wettstein sich jedoch 2 Tage später den Mauern Basels näherte, trug er den Kopf hoch und seine Augen blitzten. Eine Hand hielt er nahe dem Oberarm zur Faust geballt, als trüge er eine unsichtbare Standarte. Sollte er allein kämpfen, nun gut, so kämpfte er allein. Er wollte das Gute, und das Gute trug seinen Lohn in sich. Johann Rudolfs Blick suchte wie in Anbetung die Türme des Münsters, als sei in ihnen die Wohnung der Freiheit, der großen, der heiligen Freiheit seines Volkes, der zu dienen er sich entschlossen hatte, die er in dem Wirrwarr politischer Zänkereien kaum zu nennen wagte, und die sein offener Sinn doch seit Jahren hinter all dem kleinen Geschenke spürte.

In der letzten Nacht vor seiner Abreise saß Johann Rudolf an dem schweren Eichentisch seines Arbeitszimmers, der Kopf in der Versunkenheit des Schreibens tief vornübergebeugt und bedeckte Bogen nach Bogen eines groben, körnigen Papiers mit seiner zierlich verschönerten Schrift. Das Licht zweier Wachskerzen durchschimmerete die gesträubte Locke dunkelblonden Haars über seiner breiten Stirn und überglänzte auch den Nacken, der sich elfenbeinrah kahl und blank aus dem schwarzen Börtchen des Gewandes hervorborg, denn Wettstein hatte aus Bequemlichkeit sich seiner dickfältigen Halskrause entledigt. Die lag nun wie eine aufgerollte weiße Katze am Ende des Tisches zwischen Streusandbüchse, Tabaksbeutel, Siegeln, Schlüsseln, Gesangbüchern, Dienstvorschriften und anderem Zubehör seines Lebens.

Johann Rudolf steckte in der nachlässigen Hausbekleidung, die ihm zur Arbeit bequem war; über einem abgetragenen, dunklen Wams trug er einen ärmellosen, gefütterten Mantel, der vor Jahrzehnten ein Staatsstück gewesen; die Füße waren von wolligen Filzschuhen bekleidet; trotzdem hatte er sie, um dem kalten Boden zu entgehen, auf den Querbalken unter dem Tisch gestützt . . . es war kühl im Zimmer. Johann Rudolf legte den Gänsekiel nieder und rieb die Hände aneinander: Diese viel zu großen Räume im Falkensteinhof waren nie recht zu durchwärmen; wenn er solde Kalamitäten vorausgesehen, hätte er der Stadt keine 200 Gulden für die Miete bezahlt!

Der Bürgermeister erhob sich, um nach dem offenen Feuer im Kamin zu sehen; behutsam legte er neue Scheite in die Glut. Als sie hellaufrasselnd die Dämmerkeit in die Ecken des Zimmers zurückdrängten, schaute er besorgt zu seiner Frau hinüber, die im Schnörkelschatten des mächtigen Kampinfeuers schlafend im Armstuhl lehnte.

Er trat einen Schritt näher. Den Kopf schief vorgestreckt; mit hängenden Armen, stand der Bürgermeister selbstvergessen da: nicht sehr erhaben, nicht sehr elegant, sondern ganz offenkundig von Sorgen und Ueberarbeitung gezeichnet. Als er sich seiner unbehrten Haltung bewußt wurde, reckte er den ganzen schlanken Körper auf und strich mit beiden Händen über die Augen, als vermöchte er so den Schlaf zu vertreiben, der ihn bedrängte.

Johann Rudolf konnte nicht umhin, über sich selbst zu lächeln. Da stand er nun an der Schwelle eines neuen Lebensabschnittes, „der große Bürgermeister Wettstein“, wie sie ihn heute im Rate genannt, und fühlte sich in dieser nächtlichen Stunde ganz und gar nicht groß . . . und Anna Maria? In dem Blick, der auf der schlafenden Frau ruhte, blitzte ein kleines, zärtlich skeptisches Licht auf; auch sie war ihrer äußerer Pracht entkleidet.

Sonst pflegte sie, von ihren weiten, steifen Kleidern umbauscht, stattlich in diesem Sessel zu thronen, das blaue Gesicht streng über dem breiten Rand der Halskrause erhoben: nun lag das Antlitz im Schlummer zur Seite gesunken; der derbe Zug um den Mund hatte sich grämlich vertieft, das Häubchen saß auf einem Ohr und die hagere Gestalt, eng von einem langen Flauschrock umwickelt, lag, der gewohnten, würdevollen Fülle bekrabt, unansehnlich in der Ecke des Stuhles . . . seine gute Anna Maria! Wie ein armes, geplagtes Bürgerweibchen sah sie aus. Ja, so war der Schlaf, er riss die falsche Tagespracht herunter.

Immerhin mochte es gut sein, dachte Wettstein, daß er in dieser letzten Stunde der Besinnung sich selber und sein Weib in ihrer ganzen Kleinheit sah. Bei Tagesgrau war er verpflichtet, wieder der Herr Gesandte zu sein und Anna Maria, die tapfere Frau, die dem Vaterland das Opfer einer großen Trennung bringt. Noch wenige Stunden, Anna Maria, und das Schiff stößt ab, das deinen Tyrannen mit schwerer Mission beladen in die Welt hinausführt . . . zu Ruhm, zu Mißerfolg, wer kann es wissen, und du wirst allein Herrin im Hause sein, wie du es so oft erstrebt.

Er seufzte schwer auf, beugte sich näher über die schlafende Frau und sah sie in aufwallender Angst an: wann sehe ich dich wieder, und wie? Unter seinen forschenden Blicken stockte der tiefe, regelmäßige Atem; es wurde plötzlich totenstill im Raum, da wandte Johann Rudolf sich schnell ab, als sei es Verrat oder bedeute gar ein böses Omen, wenn er seine Frau in ihrem wehlosen Schlaf beobachte.

Vom Münster erklangen die vier eiligen, klirrenden Schläge der vollen Stunde. Wie gut er sie kannte, die so oft in schlaflosen Nächten, beängstigend wie plötzlicher

(Fortsetzung Seite 1032)

Alarm, auf sein Herz eingehämmert hatten. Zum Glück folgten dann tröstend die langsam, warmen Schläge der Stundenzahl. Bei ihrem Ton aber war Johann Rudolf geneigt zu glauben, Gott selber läute sie in das Dunkel hinein, seinen armen Geschöpfen, deren Sorgen stärker waren als der Schlaf, seine Allgegenwart zu bezeugen. Ein . . . zwei . . . drei . . . zählte Johann Rudolf und begab sich an den Tisch zurück. Müde ließ er sich in den Sessel fallen, griff zur Feder und überlas, was er zur Sicherung von Frau und Kindern für die Zeit seines Fernseins und allfälligen Todes aufgezeichnet hatte.

Er hätte noch mehr sagen, noch umsichtiger handeln können, aber es fehlte an der Zeit. Unwillkürlich tastete er nach einem Stoß Briefe, die morgen versandt werden sollten, aber dann putzte er eifrig beide Lichter, so, als schäme er sich, ständig seiner Familie und der politischen Dinge wegen abrinnung zu werden. Noch ein letztes Mal füllte er den Federkiel und schrieb, das Antlitz in gewissenhafte Falten gelegt, mit fester Hand unter die Reihe seiner Verfugungen: Johann Rudolf Wettstein, Bürgermeister der Stadt Basel. Den 4. Dezember 1646.

Danach lehnte er sich im Sessel zurück, ohne den Blick von dem geschriebenen Datum zu lösen — 1646; nun war bald auch dieses Kriegsjahr beendet, würde das kommende endlich den Frieden bringen? Aber wieden? Noch standen Schweden und Franzosen kämpfend in Bayern und Böhmen. Der Krieg schwang wie ein gewaltiger Pendel über dem deutschen Reich; wer hatte die Macht, ihn anzuhalten?

Wettsteins ältere Kinder, die selber schon Familien gegründet, kannten den Frieden nicht . . . Kampf und wieder Kampf seit bald dreißig Jahren . . . sucht denn die Menschheit den Krieg? Wird es ewig so bleiben: Volk gegen Volk und Mensch gegen Mensch?

Auch in Wettsteins eigenem Leben hatte es nicht an Krieg gefehlt. Johann Rudolf lachte leise vor sich hin und strich wie in Verlegenheit die Haare über der Stirne glatt. An frühere Zeiten wollte er gar nicht denken, ihm war noch von dem Tage heiß, an dem Anna Maria seine Mission nach Westfalen erfahren. Abenteuerlust, Untreue, Hang zum Lotterleben hatte sie ihm vorgeworfen, krankhaften Ehrgeiz und Eitelkeit . . . endlich hatte sie gar alle Geschichten hervorgezogen.

Johann Rudolf bewegte unbehaglich die Schultern, nun ja, vor mehr als dreißig Jahren war er seiner Frau davongelaufen in venezianische Dienste, aber warum hatte auch sie, ein reifes Mädchen, ihn, den siebzehnjährigen Jüngling geheiratet, nein, nicht geheiratet; ihn erworben, um ihn sich dienstbar zu machen! Aber er hatte sie nach seiner Rückkehr gelehrt, in ihm den Herren zu achten. Bei dieser Erinnerung angelaunt, wollte Johann Rudolf in selbstergessemem Stolz mit dem Mittenfinger auf die Tischkante klopfen, aber Humor und Gerechtigkeit hielten seinen Finger in der Schwebe . . . er räusperte sich, reckte den Hals und lockerte das Kragenbindchen . . . möchte ihm die Regelung seiner auswärtigen Geschäfte durchgrefend gelingen, als die Bekehrung seiner eigenwilligen Frau.

Arme, gute Anna Maria, dachte Wettstein versöhnlich, drehte sich im Stuhle um und sah wieder zu ihr hinüber. Nie hast du gewagt, mehr als ein Auge zur Zeit zu schließen. Immer hast du gezittert, das Alter könnte dich von meiner Seite drängen, und weiß der Himmel, als du die Vierzig überschritten, und ich kaum die Dreißig, habe ich Kämpfe bestanden, von denen deine Seele nie geahnt, aber du warst in aller Härte ein ehrlicher Kamerad, deshalb machte ich mir die Arbeit zur Trösterin . . . und jetzt, Anna Maria, kannst du mich ruhig ziehen lassen; Mühen und Widrigkeiten haben meinen zweifünfzig Jahren gute zehn Jahre zugesetzt; du bist mir nicht mehr voraus.

Der Bürgermeister stand auf, ordnete seine Papiere und beschwerte sie; dann ging er gähnend mit steifen Beinen zur Feuerstelle, zog die brennenden Scheiter auseinander und trat neben die schlafende Frau. Er schüttelte sie leise an der Schulter.

«Anna Maria, du hast es nicht bequem in deinem Stuhl; komm, drei kleine Stunden können wir noch schlafen.»

Die Frau war ärgerlich aufgefahren, aber als sie Johann Rudolfs Arm um ihre Schultern fühlte, verschlukte sie verlegen und gerührte die gereizten Worte, die hervorgezogen waren und ließ sich in das anstoßende Zimmer führen.

Schwer von Nebeln dämmerte der frühe Dezembermorgen herauf; zwar erschien die Sonne zuweilen wie ein matter Zintsteller hinter den Wolken, hatte aber keine Kraft, die Schleier zu zerreißen. Weißer Reif lag auf der Mauer am Rhein und auch die Treppe, die zum Fluß hinunterführte, bedeckt ein silberdurchwirkter Teppich.

Johann Rudolf stand an der Schiffslände; an seinem Arm lehnte Anna Maria. Er war ganz gesammelte Aufmerksamkeit, denn vor seinen Augen wurde der Rhein Kahn beladen, der ihn und seine Begleitung auf die Geandschaftsfahrt bis Köln bringen sollte. Anna Maria, von dem bevorstehenden Abschied so weich gestimmt, wie es ihrer herben Natur möglich war, sprach mancherlei von der Hand des Herrn, unter der Johann Rudolf reisen solle; aber wie es in erhabenden Momenten häufig geht, die Miterlebenden haben alle Zeit zu großen Gedanken und Aussprüchen, während der handelnde Mittelpunkt

sich mit den kleinen bosaften Widerständen der Wirklichkeit umherschlagen muß.

So sagte endlich Johann Rudolf leicht irritiert: «Laß gut sein, Anna Maria; ich wollte, der liebe Gott würde mir helfen, all dieses Gepäck unterzubringen! Schwager Falkner hätte weniger Hausrat auf mein Schiff bringen sollen, er hat es gar zu gut gemeint. Hans, jetzt habt ihr die Truhe mit Eßgeräten dennoch mitgegeben? Heraus damit!»

«Sie soll doch Euer Sitz sein.»

«Wir haben genügend andere Sitze.»

«Und die Teller und Messer und Becher, Vater?» — Wettsteins Tochter, die die Sorge für das Besteck oblegen, war den Tränen nahe.

«Das Dringendste trägt jeder bei sich. Schau, Leneli, die Reise soll keine Lustfahrt sein. Also Hans, heraus mit der Truhe.»

Anna Maria schaute der angefeindeten Truhe nach, da bei entdeckte sie ihren Sohn, der an der Türe des hölzernen Schutzhäuschen, das sich auf dem flachen Rheinkahn wie ein entflohnes Rebhähnchen ausnahm, eine Stallaterne befestigte.

«Fritz, du darfst nicht helfen», rief sie hinunter, «du wirst deinen neuen Anzug zerrennen.»

«Nur Ruhe, Anna Maria. Fritz wird noch manchmal helfen müssen.»

«Mir ist Angst um ihn», flüsterte die Frau. Ein fünfzehnjähriger Bub unter den verdorbenen Welschen mit ihrem Weibertröß — für Anna Maria waren alle Ausländer „Welsche“ — «shüte mir den Bub, Hans Rudolf!»

«Aber Anneli, einmal muß er in das Leben hinaus. Du hast ihn nicht umsonst so vortrefflich erzogen; er wird sich nicht umwerfen lassen.»

«Ich haften noch die ganze, vertrauensselige Reinheit des Kindes an.»

«So soll er jetzt beweisen, daß sie stark genug ist, sich in Männestand umzuwandeln.» Sie sahen beide zu Fritz hinunter, der hoch und schlank wie ein junger Baum auf dem Verdeck stand und mit knabenhafter Freude das Werk seiner Geschicklichkeit betrachtete. Johann Rudolf sagte bei sich: er ist mein Lieblingskind und Anna Maria mochte ähnliches empfinden. Ein trocknes Schlußwort entfuhr ihr.

«Bring' ihn mir unversehrt an Leib und Seele wieder, Hans Rudolf.»

Der Bürgermeister drückte stumm ihren Arm. «Anneli, geh zu deiner Schwägerin in das Haus, du erkältst dich hier; die anderen Frauen sind alle dort versammelt.» Er nickte rückwärts gegen den Rheinsprung zu, dessen letztes Gebäude, das Haus zur „hohen Sonnenfro“ seinem Schwager gehörte. Dabei entdeckte er einen Grund zu ärgerlichen Einschreiten.

«Zum Donnerwetter, Giggishans», rief er laut aus und elte die Schiffslände entlang, «was für Polsterstoffschauffst du da hinunter, wer hat dir denn den Unfug angegeben?»

«Unser junger Herr Burckhardt bringt soeben Bericht, zwei Klosterfrauen würden unter unserm Schutze nach Straßburg fahren.»

«Ruedi», rief Wettstein zu seinem jungen Neffen hinüber, der die Papiere der Besatzung kontrollierte, «was hat's mit der Weiberbegleitung auf sich?»

«Steckt ein», sagte Ruedi Burckhardt, wandte sich seinem Onkel und Vorgesetzten zu und überbrachte ihm die Bitte der Äbtissin, zwei ihrer Damen sicher bis Straßburg zu geleiten.

Im Sprechen sah er sich suchend um, ob seine Vielgeliebte nicht zum Abschied erschienen sei. Sie war gekommen. Küngold Brand stand am Arme ihres Vaters auf der Höhe des Steige, die zur Schiffslände hinunterführte. Ein verstoßener Gruß, und der junge Mann wandte sich wieder seiner Aufgabe zu.

Wettstein stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. «Ruedi, schau, daß die Vorbereitungen zu Ende gehen. Weiß Gott, den Rheinsprung hinunter kommt schon der Magistrat und auch unsere beiden Familien wandeln vollzählig daher. Ich wollte, wir hätten den Abschied überwunden! Bis heute Abend müssen wir in Breisach sein.»

«Wenn das Kriegsvolk euch nicht vorher zur Umkehr zwingt», lachte Freund Rippel, der schon eine Weile beobachtend in der Nähe gestanden.

«Wir werden andere Schwierigkeiten zu bestehen haben, als alle Meile eine Handvoll frecher Soldaten.» Johann Rudolf klopfte seinem Freund auf die Schulter. «Decke mir den Rücken, wenn ich draußen bin, ich sehe Komplikationen voraus, und du weißt ja, der Abwesende hat immer Unrecht . . . so, und jetzt bitte ich dich, gehe und begrüße den Magistrat; ich komme sogleich.»

Johann Rudolf hatte Mühe durch diese Abfahrtsstunde seine Gemütsruhe zu bewahren; ihm tat der Abschied von seiner Frau und den erwachsenen Kindern weh, desto mehr bemühte er sich, ihn abzukürzen. Wenn ihn nur erst der Rhein stromab führte.

An den Rand der Schiffslände tretend, rief er seinen Diener Hans an, der unter ihm gebückt in dem langen, flachen Boot stand. Als der Mann aufsah, beugte der Bürgermeister sich nieder und flüsterte seinem alten Spiessgesellen zu: «Wenn wir alle an Bord sind und die schönen Worte und Tränen gar nicht enden wollen, dann wartest du nicht lange auf Befehl, sondern stößt ab, verstanden?»

«Verstanden.» Giggishans schmunzelte in seinen breiten Bart.

Eine halbe Stunde später. Auf der Schiffslände schluchzen die Frauen, von der Brücke schreit und winkt das Volk, die Abordnung des Magistrates hält eine auf und abschwelende Rede. Dabei wurde, wie es damals Sitte war, die Vorsehung vielfach herangezogen, ja, die Anrufung von Tugend und Ehrbarkeit versprach trotz der Morgenkalte noch lange zu währen.

Wettstein steht in gefäster Würde im Kreise der Delegation, den Kopf nach oben gereckt, daß sein breiter, eckiger Bart schief aufwärts weht. Vom Schiff aus kann er das Münster sehen; seine Türme glühen wie Kupfer, denn der Nebel ist langsam, einem schweren Vorhang gleich, in die Höhe gerollt, das Wasser um ihn her glänzt wie flüssiges Gold, aber nur als Rahmen zu dem Bild am Ufer erfaßt, er die Schönheit dieses Wintermorgens. Und dann weichen vor Johann Rudolfs Augen plötzlich die Zurückbleibenden zur Seite, die Häuser schweben davon, ein Schrei von Anna Marias Mund, grüßende Hände, das Stadtbild schwankt vor den Reisenden auf und nieder, schon hallen die Stimmen schwach aus der Entfernung.

Eine Weile noch grüßt Johann Rudolf, dann schwimmen die Zurückbleibenden zu einem bunten Band an der Uferlinie und er begibt sich, noch einmal über die Schultern schauend, in das Bootshäuschen, das nur für gute zwei Wochen seine Wohnung sein soll.

Da saßen sie nun alle eng beieinander: die beiden Klosterfrauen, Wettstein, Rudolf Burckhardt, sein „Amanuensis“ für die Verhandlungen in Münster und Osnabrück, Fritz, Giggishans, der Getreue, und Korporeal Hans Horn, der schwarz-weiße Weibel der Stadt Basel.

Eine Weile blieb es still, jeder hing in Gedanken dem Abschied nach, aber dann begannen die Klosterfrauen miteinander zu wispern, sie hätten gehört, daß Boote häufig vom Ufer aus angegriffen würden, Giggishans mischte sich in zischendem Flüsterton in ihr Gespräch ein, und von Korporeal Hans und Fritz unterstützt, entwarf er ein Gemälde schlammiger Kriegsgreuel, das ihre sichere Zukunft darstelle.

Johann Rudolf und sein Neffe hörten nicht hin, sie saßen in Gedanken versunken. Ruedi Burckhardt in freundlicher Versonnenheit, Wettstein sichtlich irritiert. Die linken Augenbraue zuckte hoch und hinunter, ein sicheres Zeichen verhaltener Leidens. Denn kaum, daß Ruhe um ihn herrschte, umwanderten, umspannten, durchdrangen seine Gedanken die Mission, die mit ihren hundertfältigen Schwierigkeiten wie eine Stachelkugel in seiner Hand lag. Die eine oder andere Spurze hatte er herauszubrechen vermocht, aber immer blieben noch genügend Dornen zurück, die ihm die Haut zerrissen, daß er sie nur in außerster Vorsicht, tastend und immer die Wunden verleugnend, hin und her zu wenden, zu säubern und zu polieren vermochte. . . . Der schlammste Stachel war das halbe Kreditivschreiben, wie sollte er denn, so mangelhaft aus der Heimat unterstützt, die Kraft haben, sich für das Recht einer kleinen Stadt Gebüh zu verschaffen, inmitten eines Heeres von Diplomaten, die Länder vertauschten, Grenzen verlegten, Völker verschädeten und ihnen Glauben, Sprache und Regierung zudiktieren, je nachdem wie es den Kronen am einträglichsten erschien?

Ruedi Burckhardt, der schon seit einer Weile die Gedanken seines Onkels zu erraten meinte, sagte endlich: «Die Herren werden uns bestimmt ein gemeinigdösisches Favorschreiben nachsenden.»

Wettstein zuckte zweifelnd die Achseln, da täte aber Eile not, denn für die Fastnachtsküchlein gedachte er wieder daheim zu sein. Der junge Burckhardt wollte noch einmal Bedenken äußern, aber Wettstein schnitt ihm das Wort ab, er solle keine Wolken sammeln, sie hätten nicht einen Gran Kräfte übrig als Fraß für nutzlose Sorgen.

III.

Endlos und öde schlängelt sich die Straße durch das verheerte entvölkerte Land, einen zitterigen, grauen Strich in die weiße Ebene zeichnend. Vor dem bleiernen Horizont stehen die abgehackten Bäume wie leere Galgen und den Gerippen verholt Dörfer hat die Schneeschmelze das verhüllende Bartuch geraubt.

Es ist ein Totenland, durch das Johann Rudolf mit den Seinen dahinzieht; am Morgen ist er von Wesel aufgebrochen, wo sie ihr Boot verlassen hatten. Schwer von naßkalten Wolken hängt der Winterhimmel über den Reisenden, die verschlammte Straße, nur dünn überfroren, ist den Pferden ein brüchiges Pflaster.

In einem Bauernkarren sitzen Fritz und Giggishans auf den Trühen und Koffern, die der Bürgermeister mit sich führt. Die nasse Kälte dringt durch Wolle und Pelz; so haben sie die stinkenden Pferdedecken des Fuhrmanns über sich gezogen und die Beine tief in das Stroh vergraben. Fritz hatte versucht mit dem hageren Kutscher zu sprechen, dessen junges Gesicht erschreckend von dem schlachtwießen Haar absticht. Augen liegen in den tiefen Höhlen dieses Antlitzes, die nichts Gegenwärtiges zu sehen scheinen und Fritz' unbeschwertes Herz in Grauen schlagen machen, aber er ist ein Menschenkind, das nicht schweigen kann, wo sein Mitgefühl geweckt wird. Der Fuhrmann jedoch versteht die Schweizer Sprache nicht, so ist Fritz schließlich verstummt und, an den feuchten Plan gelehnt, eingeschlafen. (Fortsetzung folgt)



Auch die drei interessieren sich für
Splendid-Habana



Marke Negerkopf im Dreieck



DER BEVORZUGTE
HABANA-STUMPEN
PREIS FR. 1.-

HEDIGER SÖHNE, CIGARRENFABRIK, REINACH



Die Hermes 2000 bringt mir Ordnung und Zeitgewinn. Mich plagen keine rückständigen Briefe, und von allem, was ich schreibe, besitze ich saubere Kopien. Der leise Gang der Hermes 2000 ermöglicht die Arbeit zu jeder Nachtstunde. Ich könnte dieses Wunderwerk schweizerischer Feinmechanik nicht mehr missen.

Bureau-Modelle von Fr. 650.— an.

Verlangen Sie noch heute den neuen Luxus-Prospekt durch die Generalvertretung für die deutsche Schweiz:

Hermes 2000
August Baggenstos
Haus «Du Pont» Zürich Telephon 56.694



Was ist **Togal**

Togal ist ein rasch u. sicher wirkendes Mittel bei

Rheuma
Gicht
Ischias
Nerven- u. Kopfschmerzen

Hexenschuß
Erkältungs-
Krankheiten

6000 Aerzte-Gutachten,

unter denen sich solche von bedeutenden Professoren befinden, dokumentieren die Güte des Togal.

Wo andere Mittel versagten und selbst bei langjährigen Leidern wurden mit Togal oft überraschende Erfolge erzielt. Togal löst die schädlichen Bestandteile im Blut und führt eine baldige Linderung und vollständige Genesung herbei. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Tausende, die von Schmerzen geplagt wurden, gelangten durch Togal wieder in den Genuss ihrer Gesundheit!

Machen Sie noch heute einen Versuch! Kaufen Sie aber nur Togal. Sie könnten sonst eine Enttäuschung erleben, Zeit, Geld und Lebensfreude verlieren und würden schließlich doch auf Togal zurückkommen.

Preis Fr. 1.60

für eine $\frac{1}{3}$ Packung * 1 große ($\frac{1}{1}$) Packung = Fr. 4.—
Ersparnis beim Kauf einer großen Packung Fr. —.80.

Schädigen Sie sich nicht durch minderwertige Mittel, für die Gesundheit ist das Beste gerade gut genug!

In allen Apotheken.

